

Anpassung, Distanzierung, Eigen-Sinn

Autobiographische Annäherungen an den Alltag im Sozialismus

82

Wenn es gelingt, diese Signaturen unseres alltäglichen Verhaltens nicht nur als fernes »Fremdes«, sondern als historisch wirksames Moment der Gegenwart zu verstehen – dann ist Alltagsgeschichte kein Ausweichen in unverbindliche Episoden. Dann wird vielmehr eine der »großen Fragen« zum Thema, die sonst hinter den Strukturen zu verschwinden droht: die nach den Möglichkeiten und den Grenzen, Subjekt zu sein – die eigene Geschichte auch selbst mitzubestimmen und selbst zu verantworten.¹ Alf Lüdtkke

Jetzt schon? Dass es fünfzig und mehr Ausgaben von Werkstatt*Geschichte* geben würde, war bei der Gründung der Zeitschrift vor 17 Jahren nicht vorhersehbar. Wir begannen damals ein Experiment, entsprechend offen war der Ausgang. Es gab manche Krise, aber eben auch gelungene Profilierungen, bleibenden Zuspruch und Mitarbeit auch aus dem Ausland. Wechsel in den Redaktionen und die Arbeit mit externen Thementeil-Herausgeberinnen und -Herausgebern haben nicht nur inhaltlich neue Perspektiven und Schwerpunkte ermöglicht, sondern auch die Akteure, Autorinnen und Autoren dieser Zeitschrift immer wieder buchstäblich verjüngt. Dennoch ist unser erstes Editorial von 1992² auf der Homepage der Zeitschrift (www.werkstattgeschichte.de) unter »Profil« noch heute in großen Teilen wiederzuerkennen. Denn viele der programmatischen Ansprüche sind nach wie vor aktuell und bleiben herausfordernd, zum Beispiel unser Wunsch, in Inhalt und auch Form experimentelle Texte zur Geschichte zu veröffentlichen.

Die Jubiläumsausgabe einer Zeitschrift, die sich mit Vorliebe Fragen der Alltagsgeschichte widmet, die das Experiment sucht und deren 50. Ausgabe auch noch fast zwanzig Jahre nach dem Herbst 1989 heraus kommt, ist für mich Anlass, »die »eigene« Geschichte« als Erfahrungs- und Reflexionsraum »zur Sprache«³ und ins Spiel zu bringen. Bei der Gründung von Werkstatt*Geschichte* im Jahr 1992 war ich einer der wenigen Ostdeutschen unter den damaligen Herausgeberinnen und Herausgebern und konnte deshalb auf keine lang-

1 Alf Lüdtkke, Alltagsgeschichte, in: Frank Niess (Hg.), Interesse an der Geschichte, Frankfurt a. M./New York 1989, S. 54–64, hier S. 64. Für ihr aufmerksames und kritisches Interesse an dieser persönlichen Geschichte danke ich besonders Irene Aue, Jeanette Hofmann, Holger Raatz, Susanne Regener und der Redaktion von Werkstatt*Geschichte*.

2 Plattform Werkstatt*Geschichte*, in: Werkstatt*Geschichte* 1 (1992) 3, S. 1.

3 Alf Lüdtkke, Wer ist und wer treibt Alltagsgeschichte?, in: Ders. (Hg.), Alltagsgeschichte. Zur Rekonstruktion historischer Erfahrungen und Lebensweisen, Frankfurt a. M./New York 1989, S. 9–47, S. 37.

jährige Erfahrung in der westdeutschen Geschichtswerkstätten-Szene zurückblicken. Als damaliger Geschichtsstudent hatte ich für mein Engagement in diesem historiographischen Projekt auch aus lebensgeschichtlichen Gründen andere Motive als meine westdeutschen Mitstreiter und -streiterinnen. Unterschiedliche Herkünfte und historische Erfahrungen produzieren auch andere »Vergangenheitsbedürfnisse«. Zu fragen ist nicht nur, warum und wozu sich ein Mensch mit Geschichtlichem beschäftigt, sondern zu erkunden ist auch, wie Perspektiven auf und Fragen an Geschichte überhaupt entstehen.⁴ Darum sollen hier meine Erfahrungen mit Herrschaft und Macht, Unterwerfung und Distanzierung im DDR-Sozialismus im Zentrum stehen.⁵ Fragen nach den Chancen und Grenzen, Subjekt zu sein, bilden einen wichtigen (Hinter-)Grund für mein Interesse an Geschichte als öffentlicher, (selbst-)reflexiver Aufklärung über Vergangenheit. Dabei mag deutlich werden, wie sehr sich Vorlieben für wissenschaftliche Methoden und Theorien immer auch lebensweltlichen Zusammenhängen, Sympathien oder Zufällen verdanken. Für einen ersten Versuch lässt sich diese Geschichte, zum Beispiel, so beginnen:

Westpakete

Im Sommer 1979, ein Jahr vor den großen polnischen Streiks und der Gründung der unabhängigen Gewerkschaft *Solidarność*, sitzt Thomas, ein Geschichtsstudent der FU Berlin, am Bootssteg eines masurischen Sees und liest Hegel. Interessanter als dieser Philosoph waren für mich damals Thomas' jüngere Geschwister. Beim Baden, Würmer Sammeln und Angeln wurden wir rasch Freunde. Baska, die Schwester, und ich sandten uns später Briefe mit selbst ausgedachten Rätseln. Diese Denkspiele waren mitunter schwieriger als beabsichtigt, denn wir rechneten bei unserem Wunsch, knifflige, aber lösbare Aufgaben für einander zu entwerfen, meist nicht mit den Wirkungen von dem, was zwischen uns stand: die Berliner Mauer.

Jahre später schenkte mir jener Thomas die von Freunden und ihm besorgte deutsche Übersetzung von E. P. Thompsons *The Making of the English Working Class*.⁶ Dieses »Westpaket« mit der zweibändigen Ausgabe war eine wirkliche Überraschung. Wieso brachte Thomas mir ausgerechnet Arbeitergeschichte über die Grenze? Subversiv oder aufregend hätte ich damals andere Titel gefunden. Jahre zuvor hatte ich mich schon im »Klub junger Phi-

4 Horst Rumpf, *Vergangenheitsbedürfnisse*. Ein Versuch, auf Subjektivität aufmerksam zu werden, in: *Neue Sammlung. Göttinger Zeitschrift für Erziehung und Gesellschaft* 17 (1977) 4, S. 302–317.

5 Von den autobiographischen und literarischen Versuchen zur Erfahrung in der späten DDR haben mich (Jg. 1968) besonders Jens Bisky (Jg. 1966), Jakob Hein (Jg. 1971), Johannes Jansen (Jg. 1966), Claudia Rusch (Jg. 1971), Lutz Seiler (Jg. 1963), Uwe Tellkamp (Jg. 1968) und, aus westdeutscher Perspektive, Susanne Leinemann (Jg. 1968) angeregt: Jens Bisky, *Geboren am 13. August. Der Sozialismus und ich*, Berlin 2004; Jakob Hein, *Mein erstes T-Shirt*, München 2001; Johannes Jansen, »Liebling mach Lack!« *Die Aufzeichnungen des Soldaten Jot Jot*, Idstein 2003; Susanne Leinemann, *Aufgewacht. Mauer weg*, Stuttgart/München 2002; Claudia Rusch, *Meine freie deutsche Jugend*, Frankfurt a. M. 2003; Lutz Seiler, *pech & blende*, Frankfurt a. M. 2000; ders., *Sonntags dachte ich an Gott*, Frankfurt a. M. 2004; Uwe Tellkamp, *Der Turm. Geschichte aus einem versunkenen Land*, Frankfurt a. M. 2008.

6 E. P. Thompson, *Die Entstehung der englischen Arbeiterklasse* (2 Bände), übersetzt von Lotte und Mathias Eidenbenz, Christoph Groffý, Thomas Lindenberger, Gabriele Mischkowski und Ray Mary Rosdale, Frankfurt a. M. 1988.



losophen« mit jenem schwer verständlichen Hegel abgemüht, war von Georgi Plechanows Thesen *Über die Rolle der Persönlichkeit in der Geschichte* (1898) fasziniert. Und nun also halbwegs frischer Neo-Marxismus aus dem Westen? Nie davon gehört bis dahin, aber es wurde eine spannende Lektüre. Sie hinterließ vor allem Fragen und Wünsche nach mehr Unorthodoxem. Mein Vater, freiberuflicher Grafiker und Ausstellungsgestalter, brachte mir von einer Reise in die Bundesrepublik bald einen weiteren inspirierenden Wälzer mit: *Geschichte und Eigensinn* von Oskar Negt und Alexander Kluge.

Ende der 1980er Jahre lernte ich durch eben jenen Thomas Lindenberger noch weitere Aktive aus den Westberliner, Hamburger und Göttinger Geschichtswerkstätten kennen. Mir gefiel, wie sie

politisches Engagement mit konkreter Forschung im Lokalen verbanden, etwa, wenn es um Helmut Kohls Projekt eines deutschen Nationalmuseums ging. Aus dieser Zeit muss auch mein Exemplar von Sven Lindqvists *Grabe, wo du stehst* stammen.

Mit Archäologie konnte man in der DDR merkwürdige Erfahrungen machen. Als Schüler wollte ich während der Vorbereitungen für die neue, 1985 eröffnete Dauerausstellung der »Nationalen Mahn- und Gedenkstätte Buchenwald« an Ausgrabungen auf dem Lagergelände teilnehmen. Die Ausstellungsmacher, darunter mein Vater, brauchten noch Exponate, materielle Überreste, die möglichst authentisch vom Lagerleben zeugen sollten, wenngleich an eine wissenschaftliche Erforschung der Fundstücke nicht gedacht war. Diese Spurensuche im deutschen Boden wurde kurzfristig abgesagt.⁷ Gerüchten zufolge befürchtete der Leiter der Gedenkstätte, ein ehemaliger politischer Häftling des KZ, dass dabei auch Gegenstände geborgen würden, die aus der Zeit des sowjetischen Speziallagers Nr. 2 (1945–1950) stammten. Anders als noch in den frühen 1950er Jahren war die Geschichte der Nachnutzung des KZ Buchenwald durch die sowjetischen Besatzer in der DDR längst tabuisiert worden; und als Forschungsthema ließen auch bundesdeutsche Historiker diese Geschichte bis in die 1990er Jahre ruhen.

Dass dem »Grabe, wo du stehst« in diesem Land spürbare, antifaschistisch legitimierte Grenzen gesetzt waren, hatte ich vorher schon im »Klub junger Historiker« am Museum für deutsche Geschichte begriffen. Als wir in naiver Neugier Interviews führen wollten mit Menschen, die uns beim Studium der »Roten Fahne« als historische Akteure aufgefallen waren, die aber in der offiziellen Berliner Arbeitergeschichte bislang nicht vorkamen, fanden wir keine Unterstützung mehr und das Projekt verlief im Sande. Vermutlich wurde befürchtet bzw. längst gewusst, dass die Lebensgeschichten und Erinnerungen dieser alten Männer nicht ins offizielle Narrativ vom antifaschistischen Widerstandskampf passten.

7 Zehn Jahre später habe ich dann doch noch in Buchenwald gegraben, zwei Tage nur, an der Seite von Ronald Hirte. Dessen zeithistorische Archäologie ist inzwischen auch online auf der Website www.buchenwald.de in der digitalen Sammlung »Fundstücke« zu erkunden. Siehe außerdem Ronald Hirte, *Offene Befunde. Ausgrabungen in Buchenwald. Zeitgeschichtliche Archäologie und Erinnerungskultur*, Weimar 2000.

Leipzig im Herbst

Im September 1989 begann ich, in Leipzig Geschichte zu studieren. Zunächst ging es für die Erstsemester zum Ernteeinsatz ins Altenburger Land, um Bauern bei der Obsternte zu helfen. Zwischen den Apfelbaumreihen sprachen und stritten wir Kommilitonen über Perestroika und die aktuellen, zynischen Kommentare unserer Regierung zu den Flüchtlingen aus der DDR. Mit dem Ergebnis, dass jeder bald wusste, wer zu den »Kadern« gehörte und mit wem sich längerfristig zu reden lohnte. Mitte September kamen wir wieder zurück in die uns überwiegend noch fremde Stadt Leipzig, zur einführenden »Roten Woche« mit Vorlesungen wie »Die Gesellschaftsstrategie der SED. Die Bilanz der erfolgreichen Entwicklung unseres sozialistischen Staates in Politik und Wirtschaft«.

Nachdem eine mutige Minderheit der DDR-Bevölkerung nicht mehr so weiter machen wollte wie bisher, die offiziellen Volksvertreter trotz bundesdeutscher Milliarden-Kredite und anderer, den Status Quo stützender Maßnahmen des Westens nicht mehr so weiter regieren konnten und ihnen die Sowjetunion unter Gorbatschow auch keine Panzer, die »Geburtshelfer der deutschen Republik« (Heiner Müller), mehr zusicherte, da konnte auch ich am 9. Oktober 1989 mit eigenen Augen die Zehntausenden auf dem Leipziger Ring protestieren sehen: »Wir sind das Volk!«, »Keine Gewalt!« und »Schließt euch an!«. Ich war gebannt, aufgewühlt und furchtsam, ungläubig, erschrocken und überwältigt. Dieses ungewohnt selbstbewusste »Wir« war Angebot und Forderung zugleich: Denn die vielen Ichs im »Wir« waren keineswegs identisch, »aber aufeinander angewiesen«.⁸

Es war nicht nur die Angst vor der Polizei, die verhinderte, dass ich damals laut mit rief oder mich in den Demonstrationszug einfädelt. Es war auch die Skepsis vor dem Volk als bewegte, anonyme Menschenmasse. Welche konkrete Erfahrung hätte mir so plötzlich »Vertrauen in das Volk« geben sollen?⁹ Mein gewachsenes Misstrauen in die Regierung allein reichte jedenfalls nicht. Und so notierte ich vom Straßenrand aus staunend die Parolen und die Sprüche auf den improvisierten Transparenten – ein begeisterter Chronist am Bürgersteig, der sich, mit seinen Erfahrungen in der DDR, in diesem Land für nichts mehr vereinnahmen lassen wollte.

Als dann einen Monat später ein Politbüromitglied auf einer Pressekonferenz stammelnd verlauten ließ, dass ständige Ausreisen über alle Grenzübergangsstellen der DDR zur BRD erfolgen könnten, und zwar »sofort« – nach all diesem »Wahnsinn« des viel zu kurzen Herbstes 1989 also, da ließen sich weit mehr als nur Geschichtswerkstattprojekte im Westen persönlich erkunden. Es gab gute Gründe, sich auch außerhalb des Leipziger Studententrates politisch zu engagieren und zu protestieren, denn schließlich war der reformerisch-emanzipative Protestruf »Wir sind das Volk« merkwürdig rasch zur nationalen Wendung »Wir sind ein Volk« transformiert, verbunden mit einer Drohung an die Bundesrepublik:

8 Lutz Niethammer, *Kollektive Identität. Heimliche Quellen einer unheimlichen Konjunktur*, Reinbek bei Hamburg 2000, S. 630. Die Mitarbeit an diesem Buch war für mich auch eine späte theoretische Auseinandersetzung mit den widersprüchlichen Leipziger Erfahrungen mit Zugehörigkeit und frei wählbaren Affinitäten. Lutz Seiler schreibt in seinem Essay »Heimaten« (zuerst 2001): »Um unter dem Wahrheitsmonopol der Diktatur und ihrer daraus folgenden Definition von Wirklichkeit zu überwintern, mußte das Eigene, Differente ›in sich‹ gehalten werden. Als auf den Straßen gerufen wurde, ›Wir sind das Volk!‹, stand jemand neben mir, der sagte: ›Und ich bin Volker‹. Wie auch immer – als sich ›das Volk‹ emanzipieren wollte, war ›Volker‹ schon da.« (Seiler, Sonntags dachte ich an Gott, S. 31–56, S. 47).

9 Vgl. Martin Schaffner, *Furcht vor dem Volk?*, in: *WerkstattGeschichte* 17 (2008) 49, S. 33–50, bes. S. 47ff.



»Kommt die D-Mark, bleiben wir – kommt sie nicht, dann gehen wir!«. Die CDU fand mit Erfolg passende Antworten – »Keine Experimente!«. Es war frappierend zu erleben, wie viele der oft munter angepassten, vielleicht meckernd mitmachenden DDR-Bürger nun plötzlich 40 Jahre lang politisch verfolgt gewesen sein wollten und in ihrer Sprachlosigkeit Stichwörter wie »SED-Diktatur« oder »Stasi-Krake« aufgriffen, die

schnell auch von selbstkritischer Reflektion entlasten. In meinem Ordner »Geschichtswerkstatt 1989–92« finde ich einen Artikel von Christoph Hein: »Mit Selbstgerechtigkeit lässt sich die deutsche Geschichte nicht aufarbeiten«.

Begegnungen im Siegerland

Im Juni 1990, drei Wochen vor der Währungsunion, fand die Tagung »Neue Wege der Geschichtsschreibung in der BRD und in der DDR. Zum Stand der Regional- und Alltagsgeschichte in beiden deutschen Staaten« in Freudenberg (Siegerland) statt; die Friedrich-Ebert-Stiftung hatte sie seit Dezember 1989 vorbereitet. Auf dieser Tagung begegneten sich viele Historikerinnen und Historiker aus Ost und West, die einander bis heute mit Sympathie verbunden sind. Das Treffen wurde auch für mich ein wichtiger Ausgangspunkt für künftige Kooperationen. Dort traf ich Lutz Niethammer erstmals; zwölf Jahre später promovierte ich bei ihm in Jena. Bereits 1991 führte Dorothee Wierling uns Leipziger Studierende in die Methoden der Oral History ein. Und auch Alf Lüdtke war schon in Freudenberg dabei.

Etliche von uns ostdeutschen TeilnehmerInnen hofften auf Impulse, denn die neue Freiheit provozierte angesichts des Tempos, mit dem Politiker und Wähler den Anschluss der DDR suchten, auch Gefühle neuer Ohnmacht und Unterwerfung. In Berlin initiierten HistorikerInnen, KulturwissenschaftlerInnen und VolkskundlerInnen eine eigene Ostberliner Geschichtswerkstatt. In Leipzig annoncierte unsere studentische Initiativgruppe im Oktober 1990 in der *DAZ (Die Andere Zeitung)* und in der Universitätszeitung, um »interessierte Laien und unvoreingenommene WissenschaftlerInnen« für eine »Geschichte von unten« zu begeistern. »Lassen wir uns nicht wieder Geschichtsbilder verordnen!«, schrieben wir für den *Leipziger Kulturanzeiger*: »Es gilt der allgemeinen Verdrängung der jüngeren und jüngsten Vergangenheit durch ein gemeinsames Befragen der Geschichte entgegenzuwirken, es gilt, Spuren zu sichern und wertvolle Zeitzeugen zu befragen.« In der Folge entstanden Stadtteilprojekte und lokale Forschungen.¹⁰

10 Eine skeptische Zwischenbilanz zog ich Mitte der 1990er Jahre: Geschichtswerkstattinitiativen im Osten – ein ernüchterndes Fazit, in: Berliner Geschichtswerkstatt (Hg.), Alltagskultur, Subjektivität und Geschichte. Zur Theorie und Praxis der Alltagsgeschichtsschreibung, Münster 1994, S. 328–336. Für die Berlin-Brandenburgische Geschichtswerkstatt siehe <http://www.bbww.de>. Später, im Jahr 1995, gründeten sich zum Beispiel auch noch Geschichtswerkstätten in

Texte zur Alltagsgeschichte lasen sich für mich damals wie kleine Offenbarungen. Besonders Alf Lüdtkes Studien zu Arbeit und Gewalt im 20. Jahrhundert und ihren ganz besonderen Stil, diese wissenschaftliche Ethik, die sich bei ihm und anderen Kolleginnen und Kollegen der Alltagsgeschichte formulierte, begriff ich als Einladung. Eigenes Handeln und meine Beobachtungen in der DDR könnten anders vergegenwärtigt werden als es Konzepte (und Stile) traditioneller Politik- und Strukturgeschichte nahe legten. Meine autobiographischen Skizzen sollen deutlich machen, wie und warum mir alltagsgeschichtliche Ansätze und eine Zeitschrift wie Werkstatt*Geschichte* so einleuchtend, wichtig und wertvoll wurden.

»In the Army now« (Status Quo)

1989/90 – so erinnert sich heute noch eine Freundin – sprach ich seltsam abgehackt, endete manche Sätze und Gedanken abrupt – und vielleicht trotzig? Ich weiß noch, wie irritiert ich selbst war, dass sich meine Hand beim Spazieren manchmal unwillkürlich zur »lockeren Faust« ballte. Mir steckte buchstäblich eine militärische Erfahrung in den Knochen. Ich war im Spätherbst 1986, nach dem Abitur, zur Nationalen Volksarmee einberufen worden, für den »freiwillig verlängerten« Wehrdienst als »Unteroffizier auf Zeit«. Ende August 1989 hatte ich die fast drei Jahre überstanden und wurde regulär entlassen. Diese Zeit hat eine diffuse Wut auf die DDR, aber kaum weniger auf mich selbst entstehen lassen und hallte wie ein Echo nach.

»Aus Ihnen wird nie ein guter Unteroffizier!«, hatte mich wenige Wochen vor der Entlassung ein hoher Offizier angeschrien, weil ich ihn mit meiner nachlässigen Art, die Uniform zu tragen, gereizt hatte und ohne »Ehrenbezeugung« an ihm vorbei gelaufen war. Er ahnte nicht, wie sehr mich seine Standpauke vor der versammelten Kompanie amüsierte und erleichterte. Doch konnten solche aberwitzigen Momente meine Bitterkeit über 1.000 Tage in dieser Armee auf Dauer nicht vergessen machen.

Als 17-jähriger Schüler hatte ich mich vom Wehrbeauftragten an meiner Schule in »persönlichen Gesprächen«¹¹ erpressen lassen zu diesem Dienst als Erfüllungsgehilfe in einer mir persönlich ganz fremden Sache, dem Militär. Warum? Der gleiche Lehrer hätte mich sonst als Bewerber für einen der sehr raren Studienplätze der »Diplomgeschichtswissenschaft« (ca. 20 Plätze pro Jahr in der DDR) als »ungeeignet« klassifiziert. Doch ich wollte unbedingt und lange schon Geschichte studieren, hatte mich früh mit Quellenstudien befasst, spekulierte beruflich auf eine unideologische Nische und fand keinen besseren Weg, als mir die Chance auf ein Geschichtsstudium im beinahe letzten Moment mit meinem offenkundig verlogenen Loyalitätsbeweis durch eine »freiwillig« verlängerte Armeedienstzeit offen zu halten.¹²

Auf diese Weise haben sich in den 1970er und 1980er Jahren viele männliche Abiturienten verhalten, die begehrte Studienplätze erlangen wollten – sehr gute Schulnoten, Fachinteresse und Talent reichten dem Staat in der Regel nicht. Aber auch hier gab es Ausnahmen,

Rostock und Jena. Unter dem Namen Geschichtswerkstatt arbeiten heute auch in Ostdeutschland lokale Gruppen mit politisch und wissenschaftlich recht verschiedenen Ansprüchen und Zielen.

11 Eine plastische Szene für solche Situationen entwirft der Schriftsteller Uwe Tellkamp, *Der Turm*, S. 327ff.; siehe auch Bisky, *Geboren am 13. August*, S. 78ff.

12 Siehe dazu Christian Th. Müller, *Tausend Tage bei der »Asche«*. Unteroffiziere in der NVA, Berlin 2003.

Willkür und »Beziehungen« machten sie möglich. Viele andere junge Männer, darunter auch etliche meiner Freunde, haben sich den Zumutungen der perfiden sozialistischen Militärwerber verweigert und auf ein Studium verzichtet.

Mein Plan, mich mit Hilfe einer unter falschem Vorwand erschlichenen Kurzausbildung zum Filmvorführer für eine möglichst zivile Aufgabe in der Kaserne zu empfehlen, flog auf. *Das Abseits als sicherer Ort*, von dem Peter Brückner 1980 in seinem autobiographischen Essay berichtete, war in der Tat nicht einfach herzustellen. Allein einen Dienst an der Grenze schloss ich vor der Kommission des Wehrkreiskommandos prinzipiell aus: Ich würde nicht schießen.¹³

Aber sonst war ich zu gesund und fit und kannte nicht die Tricks und Mittelchen, Krankheiten vor den Militärärzten überzeugend zu simulieren. So fand ich mich ab November 1986 in einer Unteroffiziersschule im Erzgebirge wieder, in Schneeberg, wo die »Wismut AG« einst Uranerz für sowjetische Atomraketen fördern ließ, die radioaktiven Abraumhalden in der Umgebung immer noch »tickten« und Landschaft und Menschen träge und müde machten. Nach dieser halbjährigen Ausbildung wurde ich »in die Truppe« nach Hagenow versetzt, ein Mot.-Schützen-Regiment mitten in der grenznahen mecklenburgischen Ödnis.

Die acht Soldaten, die ich als Gruppenführer unmittelbar zu befehligen hatte, waren überwiegend einfache Arbeiter, Hilfsarbeiter und Familienväter, meist einige Jahre älter als ich. Ich sollte ihnen »Fähigkeiten und Fertigkeiten« beibringen: Marschieren, Grüßen, Singen, Feinderkennung, Sturmbahn Laufen, Schützengräben Ausheben, Stürmen, in Deckung Gehen, Erster Weltkrieg Spielen eben, aber mit »Atomschlag von links«. Und ich lehrte, selbst ein schlechter Schütze, das Zielen und Treffen mit Kalaschnikow und Panzerfaust. Dieser Irrsinn ließ sich kaum ernst nehmen und ich musste es zum Teil doch, denn falsches Verhalten wurde bei Schießübungen, Manövern oder auf Wache rasch lebensgefährlich. An den Ernstfall glaubte ich wie die meisten nicht – diese Armee wirkte schlicht zu lächerlich. Zweifel kamen dennoch auf, etwa wenn man in Tagesschau-Berichten über den Krieg der Sowjetunion in Afghanistan sehen konnte, wie »unsere« Schützenpanzerwagen mit Raketen »geknackt« wurden.

Im Gespräch mit den Soldaten aus der Kompanie lernte ich manche Lebensphilosophie dieser Arbeiter kennen, die meist aus Städten und Gemeinden fern von Berlin kamen. Ich verlor dabei so manchen Hauptstadt- und (klein)bürgerlichen Dünkel, denn mit ihrer politischen Haltung und Distanziertheit, ja mit ihrem Klassenbewusstsein und Berufsstolz, ihrem Sinn für »Qualitätsarbeit« und ihrer Häme gegenüber Produktions- und Destruktionsbedingungen, wie sie die NVA zu bieten hatte, waren sie oft viel interessanter und klarer, als ich mir »Arbeiter« bis dahin vorgestellt hatte. Auf der anderen Seite gab es Soldaten, vor denen ich mich in Acht nehmen musste, denn sie nutzten Vertrauen aus, denunzierten, waren unberechenbar, besonders dann, wenn sie wieder mal gesoffen hatten. Als Vorgesetzter erlebte ich freilich auch häufig vorauseilenden Gehorsam und Kumpanei, die Sympathie und Neutralität erschwerten. Ständig musste ich befehlen, wer was macht und mich taktierend darum bemühen, dass ich selbst oder meine Gruppe um unangenehme, vermeidbare Aufgaben herumkam. Ein »Opfer« zu werden, galt als größte Gefahr, gerade für Unteroffiziere auf Zeit in

13 In Diskussionen über Schießbefehl und Grenzsoldaten fehlt heute oft der Hinweis, dass die Verweigerung, als Grenzsoldat zu dienen, bereits im Vorfeld der Einberufung prinzipiell für Jeden möglich war, der nicht sowieso wegen zu naher Westverwandtschaft ausschied. Zu befürchten war, dass man als »Dank« weit ab vom Wohnort in wenig beliebte Armeeeinheiten kommandiert wurde wie zum Beispiel zu den »motorisierten Schützen«, d.h. der Infanterie in der NVA.

ihrer Zwischenstellung zwischen Soldaten im anderthalbjährigen Grundwehrdienst und den Berufsoffizieren. Das verächtlichste Schimpfwort unter den Zeitsoldaten war: »Du Opfer!«.

Zugleich wuchs meine Verachtung gegenüber Vorgesetzten. Sie waren oft dumpf und dumm, politisch scharf, zynisch, feige, alkoholabhängig, überfordert, »arme Willis« eben oder gemeingefährliche Hardliner. Suspekt waren mir auch die Offiziere auf Zeit, oft Gleichaltrige, die sich nach dem Abitur für vier Jahre Wehrdienst verpflichtet hatten – ein besonders verdächtiger Opportunismus, wie ich fand. Aber lenkte der Gedanke nicht von der eigenen Anpassung ab?¹⁴ Zumal es unter den Unteroffizieren auf Zeit ebenfalls genug Männer gab, die die ihnen übertragene Macht mit Lust ausübten und andere schikanierten, keineswegs nur Untergebene.

Der monotone, zermürbende Dienstalltag in der Kaserne führte mich ständig in Situationen, die mich zum ambivalenten Handeln zwangen: beschämendes Mitmachen und listiges Sich-Entziehen, pragmatisches Durchkommen und heimliches Solidarisieren, bewusstes Weggucken und Übersehen, mit Vergesslichkeit camouffiertes Verweigern, demonstratives Gehorchen. Verhaltensformen also, die Raum für sich selbst und freie Zeit für Eigenes, manchmal auch für Andere sichern konnten. Sie ermöglichten eigen-sinnige Distanzierungen gegenüber populären Bildern vom Unteroffizier auf Zeit als »Kapo«¹⁵ und »Leuteschinder«; Klischees, die eben nur durch individuelles Handeln korrigiert und differenziert werden konnten. Eigen-Sinn war (auch) hier keine Widersetzlichkeit oder gar Widerstand, sondern die Aneignung einer widrigen Umwelt mit einer oft »kalkulierten Spontaneität«¹⁶. Erst durch Einübung und Wiederholung konnte solches Verhalten das Selbst notdürftig stabilisieren und ließ moralische Souveränität auch unter militärischer Befehlsgewalt verteidigen – halbwegs wenigstens.

Selten war es Bildungswissen, das dabei half,¹⁷ eher das intuitive Gespür für günstige Gelegenheiten führte zur »Kunst, ›Coups zu landen«.¹⁸ Unverzichtbar war die Solidarität

14 Vgl. dazu Bisky, Geboren am 13. August, bes. S. 119 und 170ff.

15 Inwieweit sich NVA-Soldaten und Offiziere beim Wort »Kapo« der Tradition bewusst waren, in der dieses Kürzel steht, muss hier offen bleiben. Würde man allein auf das französische »caporal« für Unteroffizier verweisen, verpasst man die Polyvalenz des semantischen Feldes. Der Begriff geht ursprünglich auf eine SS-Erfindung zurück, die Abkürzung für Kameradschaftspolizei, die auf die Selbstdisziplinierung der Häftlinge zielte. Kapos waren im KZ die Funktionshäftlinge, die mit ihren privilegierten Posten innerhalb der Häftlingshierarchien zum Teil erheblichen Einfluss auf Leben und Tod im Lager erlangen konnten. Im Selbstverständnis der Häftlinge verwies »Kapo« indes auf das italienische »capo« für »Kopf« oder »Führer« im Sinne von Vorarbeiter. Vgl. Lutz Niethammer u. a. (Hg.), *Der »gesäuberte« Antifaschismus. Die SED und die roten Kapos von Buchenwald*, Berlin 1994, S. 15 sowie S. 533.

16 Vgl. Peter Brückner, *Das Abseits als sicherer Ort. Kindheit und Jugend zwischen 1933 und 1945*, Berlin 1987 (zuerst 1980), S. 108f.: *Wie der Erfüllungsgehilfe Nischen des Systems und Gelegenheiten zum Handeln nutzt, »das ist Sache seiner Spontaneität und zugleich vorsichtige Einübung (wie ja eine »kalkulierte Spontaneität« für den Illoyalen alles andere als ein Widerspruch ist) [...].«*

17 Auch vor dieser Erfahrung wirkt der gegenwärtige Diskurs über neue Bürgerlichkeit und Geistesaristokratie grotesk, weil selbstverliebt und geschichtsblind, wenn etwa Joachim Fest in *Ich nicht. Erinnerungen an eine Kindheit und Jugend* (Reinbek bei Hamburg 2006) oder Uwe Tellkamp in *Der Turm* (2008) die vom Feuilleton gefeierte These entfalten, dass besonders elitäre Bildungsbürgerlichkeit vor totalitären Versuchungen schütze und Zivilcourage fördere. Nicht zuletzt die Geschichte des Nationalsozialismus und der DDR bieten viele Beispiele für das Gegenteil.

18 Michel de Certeau, *Kunst des Handelns*, Berlin 1988, S. 90.

unter den wenigen wirklichen Freunden in dieser Not- und Zwangsgemeinschaft, in der rücksichtsloser Egoismus dominierte und Mitgefühl als lächerlich galt. Meine halbbewusste Suche nach einem »Abseits als sicherem Ort« führte mich nicht nur in den Schatten, sondern auch an die Seite, phasenweise und absichtsvoll an die Stelle von Befehlsgewaltigen, in Positionen und Posten mit real höherer Macht und Verantwortung als ein Gruppenführer von acht Soldaten.

Nach meiner »Eingabe« an das ZK der SED¹⁹ war ich von Hagenow ins Rostocker Mot.-Schützen-Regiment versetzt worden. Dort wurde ich bald Stellvertreter des Hauptfeldwebels, dem »Spieß« der Kompanie, der den Alltag für die rund 80 Mann mit seiner Herrschaft über den »Innendienst« erleichtern oder zur zusätzlichen Tortur machen konnte. Faul und frustriert wie dieser Langgediente war, überließ er mir bald weitgehend seine Arbeit, Hauptsache, »der Flur glänzt«. Damit gewann ich zusätzlich Distanz zur Ausbildung an Waffen, denn nun war ich für die »innere Ordnung« zuständig. Den damit verbundenen Zugewinn an Befehlsgewalt konnte ich für atmosphärische Modifikationen nutzen mit den mir wichtigen zivilen und transparenten Formen im Umgang miteinander. Gleichwohl: ich war es, der dafür sorgte, dass »der Laden« funktionierte, auf dass wir alle »keinen Stress« von oben bekamen; ich empfang Befehle und setzte sie mit eigenen Befehlen auf meine Art durch, damit das sichtbare Ergebnis auch im Sinn der Offiziere und deren Vorgesetzten stimmte: Flur und Waffen waren sauber; Listen, Ausgangs- und Urlaubsscheine rechnerisch richtig; für die Bekleidung, Verpflegung, Ausrüstung und Munition der Kompanie war gesorgt. Besonders bei Manövern, »im Feld«, konnte man sich damit viel Sympathie und Respekt bei allen Betroffenen erwerben. Meine Leistung wurde »von oben« anerkannt – und ich entsprechend und für alle sichtbar markiert: sie beförderten mich im Sommer 1988 zum zweiten Mal und konnten so Feldwebel Doßmann weiter mit Aufgaben betrauen, für die dieser Staat längst nicht mehr genug Berufssoldaten fand.

Mein Gewinn und Trost mag im Rückblick und für Dritte gering und paradox erscheinen, wies mich doch mein Dienstgrad öffentlich als besonders strebsamer Erfüllungsgehilfe aus. Für mein alltägliches Überstehen der Situation aber war dieser schamhafte Preis zu verschmerzen. In der Verteidigung von Mitgefühl und Zivilität gewann ich Autonomie und Selbstachtung zurück – und oft wenigstens auch eine skeptische Anerkennung von Soldaten, weil die Art, *wie* ich innerhalb der Befehlshierarchien die faktische Normalität von »militärischer Verteidigungsbereitschaft« herstellen half, eine andere, ungewohnte, nicht erwartbare war. Unangenehme »Kameraden« konnte ich mir gleichwohl auf Distanz hal-

19 Ich hatte im Sommer 1987, wenige Monate nach meiner Ankunft im Hagenower Regiment und psychisch am Ende meiner Kräfte, in Verzweiflung und zugleich mit Kalkül, detailliert die Zustände im Regiment geschildert, sie als »für mich seelisch und politisch-moralisch nicht mehr tragbar« bezeichnet, verantwortliche Offiziere benannt und für mich eine Versetzung an einen Standort mit kulturellem Umfeld und anderen Aufgaben gefordert; andernfalls würde ich mich von diesem Wehrdienst entpflichten lassen. Meiner Eingabe bin ich bei der Lektüre von Christian Th. Müllers Studie (siehe Fn. 12) wieder begegnet (S. 251). Mein Brief hat, zusammen mit vielen anderen Eingaben in militärischen Angelegenheiten, nach 1990 Eingang ins Bundesarchiv gefunden, ist also als »Quelle« für Wissenschaft verfügbar. Aus meinem dreiseitigen Schreiben wurde in der Studie des Historikers, wie üblich, ein anonymisierter, mit einem Satz zitierter Beleg für frustrierende Erfahrungen von frisch ausgebildeten Unteroffizieren bei der Ankunft im Truppenteil. Diese irritierende Konfrontation mit einem mehr als 20 Jahre alten Überrest eigener Subjektivität im Kontext einer wissenschaftlichen Argumentation soll ein späterer Text behandeln.

ten – ich war sichtbar einer »mit Erfahrung«. Im Detail lag mein Handeln möglichst weit ab und neben militärischen Normen und Dienstvorschriften, für Unterstellte und mit mir Vertraute dennoch berechenbar. Ein »glückliches Abseits« aber, das war mit diesen Schulterstücken erst recht nicht zu erlangen; das beklemmende Gefühl im Magen verschwand nur selten.

Wahlkabine

Fast jeder in dieser Armee zählte die Monate, Wochen, Tage, die noch bis zur Entlassung blieben. Die sinnlose Zeit dehnte sich, manche spontane Empörung erstickte in Lethargie und Resignation. Spätestens im Frühling 1989 war ich mir nicht mehr sicher, ob und mit welcher Perspektive ich das einst so begehrte Geschichtsstudium überhaupt noch in Leipzig beginnen sollte. Zwar waren die letzten 150 Tage Armee für mich bereits mit dem Maßband des »Entlassungskandidaten« zählbar geworden. Aber Christoph, ein wichtiger Freund, hatte seinen »Antrag auf ständige Ausreise« genehmigt bekommen. Wir mussten Abschied nehmen. Wann sehen wir uns wieder? Und vor allem: wo? Auf Ohnmachtsgefühle folgten Angst, Verzweiflung, Scham, Wut. Sprachlosigkeit. Wozu sich weiter erniedrigen? Bei der Suche nach dem schwindenden Grund verblasste das persönliche, utopische Projekt in diesem Land immer mehr.

Die politische Lage verdüsterte sich, Glasnost war für diese DDR nicht mehr zu erhoffen. Das vielleicht einzig Wertvolle dieser Erfahrungen in Uniform war, dass mich die unausweichliche Konfrontation mit bis dahin von mir weitgehend ausgeblendeten Zuständen oder mir tatsächlich unbekanntem Verhältnissen in der DDR desillusioniert und politisiert hatte. Ernsthafte Kompromisse mit diesem Staat und seiner Gesellschaft wollte ich keine mehr machen – aus purer Selbstachtung nicht und aus wachsendem Ekel vor Anpassungsreflexen, die ich um mich herum, aber natürlich auch bei mir selbst beobachten konnte. Endlich den Gehorsam kündigen. Aber wie, in einer kasernierten Welt?

Am 7. Mai 1989 war Kommunalwahl in der DDR. Keine demokratische Wahl, aber doch eine Chance zur Selbstbehauptung. Die Soldaten und Unteroffiziere in der langen Reihe vor mir empfingen die Wahlzettel, kniffen die ungelesenen Zettel und warfen sie ein paar Meter weiter wieder »ordnungsgemäß« als »Ja-Stimmen« in die Wahlurne.²⁰

Dann hatte ich die Wahl. Mit rasendem Herz lief ich, beobachtet von Politoffizieren des Regiments, wie in Trance auf die wacklige Wahlkabine zu. In dem notdürftig zusammen gezimmerten Verhau in der Mitte des leer geräumten Speisesaals der Kaserne fand ich hinter dem knapp bemessenen Blümchenvorhang einen Bleistift, der mit Paketschnur derart an einer Holzlatte befestigt war, dass man unmöglich mit diesem Stift zum darunter stehenden Tisch gelangen konnte. Der Anblick dieser perfiden wie lächerlichen Konstruktion, die die Möglichkeit, eine Nein-Stimme abzugeben, antäuschte, sie aber eben doch nicht

20 Westdeutsche Leser fragten an dieser Stelle, ob man denn für Ja-Stimmen in der DDR keinen Stift brauchte? Nein: Wer die »Kandidaten der Nationalen Front« wählen wollte, musste nur den unmarkierten Zettel kniffen und damit öffentlich sein Einverständnis zur Einheitsliste erklären. Wählen in der DDR hieß im Volksmund »Zettel falten«. Gerüchteweise wurde mir im Vorfeld der 1989er-Wahlen bekannt, dass Gegenstimmen nur dann als solche gezählt werden würden, wenn Wähler jede Kandidatin und jeden Kandidat einzeln durchstreichen. Für den staatlich praktizierten Wahlbetrug war das vermutlich ohne großen Belang, aber für das Selbstverständnis der Wähler doch nicht unerheblich.

zuließ, muss meine flatternde Aufregung wieder in beherrschbare Wut verwandelt haben, so dass ich auch zu den nächsten Schritten in der Lage war. Dank der eigens mitgebrachten Hilfsmittel – Kugelschreiber und Lineal – gelangen mir auf dem Tisch gerade Striche durch die Namen auf der Liste mit den mir unbekanntem »Kandidaten der Nationalen Front«. Dann kniffte auch ich den Zettel, verstaute Stift und Lineal wieder in der Hosentasche und schob den Vorhang beiseite. Mit Tunnelblick steuerte ich auf die Wahlurne zu, um meine »Stimme« einzuwerfen. An viele Details danach erinnere ich mich nicht mehr. Die Soldaten der Kompanie warteten bereits vor dem Gebäude darauf, dass ich sie auch an diesem Tag wieder im Gleichschritt in die Unterkunft zurückführen würde. Keiner wagte eine Frage oder einen Kommentar. Zur Ehre des Wahltags musste vor dem Gebäude der Regimentsoffiziere ein Lied gesungen werden. Ich gab den Befehl dazu: »Spaniens Himmel«! Der Refrain endet mit der Zeile: »wir kämpfen und siegen für dich: Freiheit«.

Mein Wahlverhalten hatte keine der erwarteten Konsequenzen. Keine Fragen, »persönlichen Gespräche«, Drohungen oder Appelle an die Vorbildwirkung des Unteroffiziers. Ich spürte nur distanziert-skeptische Blicke von allen Seiten. Dass dieser Staat nicht so reagierte wie befürchtet und fast auch erhofft, erstaunte mich. Hatten die Politoffiziere die formalen Regeln geheimer Wahlen also doch begriffen? Wie lange schon hatte ich die Grenzen der Macht nicht ausgetestet, ihre Reichweite womöglich überschätzt, viel zu wenig gewagt? Hätte ich, wie viele andere im Land, aus der Gegenwahl ein öffentliches Happening machen sollen, vor den Augen aller Beteiligten? Nun hatte ich weiter die Wahl: nach fast drei Jahren Armeedienst, die ich für einen Studienplatz glaubte opfern zu müssen, jetzt aus freier Entscheidung eben diesen Wunsch aufgeben – oder nicht. Und dann?

Nicht zuletzt die Nachrichten über die von Bürgerrechtlern ermittelten Wahlfälschungen ließen die Distanz gegenüber den realsozialistischen Zuständen weiter wachsen. Der Alltagstrott sinnloser Befehle und Routinen erhöhte den Zorn, allein das »wohin damit« blieb in der Kaserne noch vage. Erst einmal raus hier!

Als die Leipziger Karl-Marx-Universität im September 1989 zur feierlichen Immatrikulation samt Treuegelöbnis einlud, blieb ich fern. Mein letzter Schwur auf die sozialistische DDR sollte mein militärischer Fahneneid bleiben – inzwischen konnte ich auch symbolische Handlungen nicht mehr ironisch betrachten. Westberliner Freunde entwarfen rechtzeitig eine lebbar Alternative: Ich solle unbedingt in Leipzig das Studium beginnen, meinten sie und versprachen, mich künftig (weiter) mit in der DDR nicht greifbarer Literatur zu versorgen, um so eine Art Parallelstudium zum offiziellen zu ermöglichen.

WerkstattGeschichte

Nach dem 9. November 1989, als die Berliner Mauer »History zum Mitnehmen«²¹ wurde und Grenzübergänge wie auch westliche Buchläden offen standen, war diese Hilfe nicht mehr nötig. Ins historische Glück mischte sich bei mir dennoch ein ambivalentes Gefühl der Melancholie, das bis heute meine Erinnerungen an den Herbst 1989 prägt und ein eigenartiges Gedankenexperiment evozierte: Gerne hätte ich noch ein paar Monate länger in einer DDR mit Mauer gelebt, um Raum und Zeit zu gewinnen für ein politisches Handeln, jetzt endlich auch außerhalb der kasernierten Männerwelt. In der gesamten ostdeutschen Gesellschaft wären die Reichweiten und die Grenzen von Herrschaft, Unterwerfung und Widerspruch im Zivilen zu erproben gewesen. Ich hätte mich anders als zuvor als politisches

21 Andreas Neumeister, *Ausdeutschen*, Frankfurt a. M. 1994, S. 24.

Subjekt erfahren wollen. Dieses Experiment hätte ich mir und dem Land meiner Herkunft gerne noch gegönnt.

Jenseits solcher Phantasien war natürlich auch die »gesamtdutsche« Gegenwart herausfordernd genug. Wer lange genug den politischen Druck und die damit verbundenen Ängste im real existierenden Sozialismus erlebt hat, der ahnt die Ängste und Ungewissheiten, die sich hinter den vielen Glücksversprechen unter der Herrschaft des Kapitals verbergen. Mein Interesse an Geschichte, Gegenwart und Zukunft fand neben Studium, Studentenrat, neuen Sprachen und Erkundungen im Westen auch in der Initiative für eine Geschichtswerkstatt Leipzig ein passendes Ziel: »Für eine demokratische Geschichtsschreibung« stand auf dem ersten, handgemalten Plakat. Nach bundesweiten Treffen der Geschichtswerkstätten war der Weg zum britischen Vorbild nicht mehr weit.²² Im Herbst 1991 widmeten sich die britischen »History Workshops« auf ihrem 25. Jahrestreffen am gewerkschaftsnahen Ruskin-College in Oxford dem Thema »People's Histories – National Histories«.²³ Die herzliche Neugier von Lyndal Roper, Raphael Samuel und vielen anderen Historikerinnen und Historikern auf unsere Erfahrungsberichte aus (Ost-)Deutschland stimulierte zugleich Forschungsfragen. In einem Brief über mögliche Perspektiven für meinen Beitrag auf einer Podiumsdiskussion zum »Collapse of Communism« schrieb Raphael, der britische Sozialist, im Oktober 1991: »An alternative would be to consider the source of the ethical collapse of Communism and the weakness of socialist alternatives so far as popular opinion is concerned. [...] There is also a more general question of whether forty-five years can be simply wiped clean, swept away and about how the past has an after-life in the present.«

Im Frühling 1992 war ich wie selbstverständlich bei der Gründung der Zeitschrift Werkstatt*Geschichte* dabei und wurde einer ihrer Redakteure. Den vorangegangenen Streit unter den westdeutschen Protagonisten um die Zukunft der alten Vereinszeitschrift »Geschichtswerkstatt« kannte ich überwiegend nur aus Erzählungen und Texten, die Einblicke gaben in demokratische Praxis und die Konflikte um Hegemonie in linken Milieus der alten Bundesrepublik. Ich sah keine triftigen Gründe, am alten Modell der Vereinszeitschrift festzuhalten. Im Gegenteil, es erschien mir nur folgerichtig, dass wir nach 1990, also auch mit dem Ende der alten Bundesrepublik und nach selbstkritischer Reflexion der bisherigen Vereinszeitschrift den Versuch unternahmen, alte politische Interessen zu verbinden mit einer neuen Zeitschrift für Alltags- und Erfahrungsgeschichte, die auch wissenschaftlichen Ansprüchen genügt.²⁴

22 Für die frühe politische Kritik und wissenschaftliche Stigmatisierung der bundesdeutschen Alltagsgeschichte und der Geschichtswerkstätten sowie ihre internationalen und theoretischen Inspirationen und Herausforderungen siehe vor allem: Peter Schöttler, Eine »grüne« Geschichtsschreibung? Von der Alltagsgeschichte zur »Geschichtswerkstatt«, in: *Moderne Zeiten* 3 (1983) 9, S. 47–49.

23 Vgl. Axel Doßmann/Michael Wildt, Tagungsbericht: 25. History Workshop, Oxford, in: Werkstatt*Geschichte* 1 (1992) 1, S. 59–60. Bereits im Vorfeld der Konferenz bot das History Workshop Journal Raum für studentische Beobachtungen von Sozialismus, Revolution und Kapitalismus in DDR und neuer Bundesrepublik: Axel Doßmann, Leipzig History Students, 1989–1990, in: *History Workshop Journal* 30 (Autumn 1990), S. 259–260; ders., Stop Press. A Second Letter from Leipzig, in: ebd., 32 (Autumn 1991), S. 233–235.

24 Siehe dazu zuletzt Adelheid von Saldern, »Schwere Geburten«. Neue Forschungsrichtungen in der bundesrepublikanischen Geschichtswissenschaft (1960–2000), in: Werkstatt*Geschichte* 14 (2005) 40, S. 5–30. Vgl. auch den Beitrag von Michael Wildt in diesem Heft.

Manche Befürchtungen der Gegner einer neuen Zeitschrift mit fester Stammredaktion waren berechtigt. Werkstatt*Geschichte* präsentierte schon bald nach ihrer Gründung nicht mehr die Ergebnisse lokaler Geschichtswerkstätten, die Zeitschrift fungierte nicht mehr als Pinnwand für politische Basisarbeit und Stadtteilkultur. Wir entwickelten Werkstatt*Ge-**schichte* programmatisch zu einem wissenschaftlichen Forum für überwiegend solche Historikerinnen und Historiker, die mit ihren Fragen und Themen auch weiterhin politisch-aufklärerische Ansprüche verbinden und die eine überregionale, kritische Öffentlichkeit suchen gegen eine Instrumentalisierung von Geschichte als Identitätsstiftung, Demagogie, Legitimationswissenschaft oder trivialisierende Unterhaltung. Das war und ist auch heute nicht selbstverständlich für den Umgang mit Geschichte in Wissenschaft, Medien und Öffentlichkeit, und darum darf man hoffen, dass unsere Zeitschrift auch künftig ihre Leserinnen und Leser findet.

Alle drei, vier Monate haben wir uns in den 1990er Jahren in den Zug gesetzt, um uns an Wochenenden zu Redaktionssitzungen zu treffen, in Hannover, Hamburg, Göttingen, Berlin oder Leipzig: Wir entwickelten neue Ideen, debattierten Themenhefte mit externen Herausgeberinnen und Herausgebern, gewannen neue Autorinnen und Autoren, stritten über die Qualität und die Qualitätskriterien von Texten, hoben neue Rubriken aus der Taufe. Am Ende und oft unter hohem Zeitdruck waren dann noch im Verbund mit dem Grafiker Michael Herold die Fahnenkorrekturen zu erledigen, damit ein möglichst schönes und fehlerarmes neues Heft nicht allzu viele Wochen und Monate später als geplant herauskommen konnte.

Aber selbst eine solch vielseitig anregende Arbeit kann irgendwann zur Routine werden. Meine im Verlauf der Arbeit entstandene Hoffnung, dass aus dem Experiment Werkstatt*Geschichte* mittelfristig eine tatsächlich fach- und genreübergreifende Plattform für Geschichte entwickelt werden könnte, hat sich nicht erfüllt; dazu fehlten mir auch selbst Netzwerke und Erfahrungen. Und heute? Vielleicht braucht es für solche Visionen in unserer Gegenwart ganz andere Medien und Orte als gedruckte Zeitschriften. Parallel zur digitalen Vernetzungspraxis und den vielfach noch ungenutzten hypermedialen Schreiboptionen scheint es mir sinnvoll, dass historisch arbeitende Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler in kleinen Workshops stärker das direkte Gespräch suchen mit den vielen anderen, nicht minder seriös historisch forschenden Autorinnen und Autoren, die für Kunst, Film, Theater, Radio oder Ausstellungen arbeiten.

Nach sieben Jahren, 1999, schied ich aus der Redaktion aus. Eine Dissertation verlangte ebenso Konzentration und Freiräume wie mein Wunsch nach freiberuflicher Arbeit für Hörfunk, Dokumentarfilm und Ausstellungen. Leicht ist mir der Abschied keineswegs gefallen, denn klar war schon damals: Die Mitarbeit in der Redaktion von Werkstatt*Ge-**schichte* war wie eine zweite Universität, ohne die ich die »erste Uni« weniger inspiriert, praxisnah und neugierig abgeschlossen hätte.²⁵

25 Sechs Jahre später, im Jahr 2005, wurde ich freier Mitarbeiter bei der »Geschichtswerkstatt Europa«, ein internationales Förderprogramm der Stiftung »Erinnerung, Verantwortung und Zukunft«. Ein Bericht zur Geschichte und Praxis dieser »Geschichtswerkstatt« folgt in einem der nächsten Hefte von Werkstatt*Geschichte*.